

## **Kritische Gedanken zu Eric Berne's Aufsätzen über Intuition, Klinische Diagnose, Ich-Zustände und Transaktionen**

**Dr. Bernd Schmid**

### **Das Wesen der Intuition**

Hier wählt Berne die Definition: Intuition ist Wissen, das auf Erfahrung beruht und durch direkten Kontakt mit dem Wahrgenommenen erworben wird, ohne dass man sich oder anderen genau erklären kann, wie man zu der Schlussfolgerung gekommen ist.

Auf Seite 12 bezieht sich Berne auf einen Aspekt des von Jung mehrdeutig verwendeten Begriffs der Intuition als jener psychologischen Funktion, die Wahrnehmung auf eine unbewusste Weise vermittelt. Mit diesem Aspekt der Jung'schen Intuitions-Definition hat die Berne'sche Definition Ähnlichkeit. Sie bezieht sich auf die Wahrnehmung von etwas Vorhandenem durch direkten Kontakt, ohne dass der Wahrnehmende sagen könnte, wie er zu seiner Wahrnehmung kommt und, wie Berne auf Seite 13 ergänzt, ohne dass er in Worten sagen könnte, was er wahrnimmt. Man kann jedoch aus seinen Handlungen (später Energieverschiebungen in Ich-Zuständen genannt) erkennen, dass er auf etwas reagiert und sich so verhält, als wüsste er etwas. Er hat sich also ein Erfahrungs- bzw. Handlungswissen erworben. Ob diese Wahrnehmung richtig oder falsch ist, wird hier zunächst noch gar nicht diskutiert.

Dieser Intuitionsbegriff geht wohl auf den Intuitionsbegriff von Aristoteles zurück, den Berne auf Seite 13 unten als intuitive Induktion behandelt. Hier handelt es sich also eindeutig um die Verarbeitung von Sinneswahrnehmungen.

Der Jung'sche Begriff der Intuition beinhaltet aber auch noch etwas völlig anderes, nämlich eine seelische Funktion, die Potentielles, also noch nicht sinnlich Wahrnehmbares, weil noch nicht Vorhandenes, jedoch Mögliches erfasst. Ich selbst habe in meiner Darstellung der Jung'schen Typenlehre mich ausschließlich auf diese Definition beschränkt (entsprechend Marie-Luise von Frantz: Intuition ist die Nase für das Mögliche) und habe der Klarheit halber diese Funktion Ahnung genannt. Auf diese Definition der Intuition bezieht sich Berne ausdrücklich nicht, wie er sich denn auch in Kapitel 8 auf Seite 144 deutlich vom "intuitiven Typ" der Jung'schen Psychologie abgrenzt.

Ich empfinde diese Definition als klar, und sie grenzt deutlich das Gebiet ab, mit dem Berne sich in seinen Aufsätzen auch beschäftigen will. Aus der verbleibenden Definition ergibt sich eine Reihe von Fragestellungen, die mich näher interessieren:

Wie kommen Menschen zu einem Bild der Wirklichkeit, das ihr Verhalten und ihre Gefühle beeinflusst? Wie werden dabei vergangene Erfahrungen einer Person und gegenwärtige Bedürfnisse miteinander verknüpft?

Berne interessieren die Urteile, die ein Beobachter über das gelebte Bild der Wirklichkeit eines Beobachtenden findet.

Berne interessiert die Aussagekraft und klinische Nützlichkeit solcher Urteile über den anderen.

Dabei beschäftigt ihn der Nutzen der klinischen Vorerfahrung und der Fähigkeit, intuitive Urteile in eine klinische Sprache zu übersetzen.

Ich finde diesen Ansatz ganz hervorragend und denke, dass darin die Grundfragen des wirklichkeitskonstruktiven Ansatzes durchaus gestellt sind.

Berne versucht auch einen Meta-Standpunkt insofern, als er den Urteilsvorgang als einen Kommunikationsvorgang zwischen Beobachtendem und Beobachteten beschreibt, wobei er hier darauf hinweist, dass die Kommunikation außer dem offiziellen Aspekt noch andere Aspekte hat, die er latente Kommunikation nennt. Er beschäftigt sich außerdem mit dem Vorgang der Diagnosebildung als Prozess einer seelischen Konfiguration (Kapitel 2) und der Frage, wie ein solcher Vorgang mit Sprache zusammenhängt. Vermutlich wird diese Auseinandersetzung mit dem Vorgang der intuitiven Diagnose aus einem Unbehagen gegenüber der entmenslichten Fachsprach-Gewohnheiten der Psychoanalyse begründet. Von daher auch sein Versuch, auf irgend so etwas wie eine unmittelbare Wahrnehmung zurückzugreifen, auf die er klinische Urteile und therapeutisches Handeln begründen darf, um sie nicht über die Rechtfertigungs-Mechanismen einer missbrauchten psychoanalytischen Fachsprache abhandeln zu müssen.

So kann man vielleicht auch den Rückgriff auf die persönliche Erfahrung, auf eigene seelische Such- und Erkennungsraster einerseits, wie andererseits auf einen direkten Kontakt mit dem Wahrzunehmenden verstehen.

Was Berne noch nicht leistet, ist das Erkennen, dass die sogenannte klinische Erfahrung nicht irgendwelche objektiven Gegebenheiten widerspiegelt, sondern eine professionelle Gewohnheit eines Diagnostikers, die gewisse Plausibilitäten erzeugt, dennoch aber eine bestimmte Auswahl aus vielen möglichen Fokusbildungen darstellt, die alle auch plausibel sein könnten. Von daher wird die Nützlichkeit dieser Art der Fokusbildung selbst nicht zum Gegenstand kritischer Betrachtung. Seine Kritik gilt lediglich der Entmenslichung dieser Fokusbildung durch psychoanalytische und psychiatrische Fachsprache.

Die vorgenannte Wahrnehmung der latenten Botschaften des anderen bleibt in gewisser Weise also naiv, weil davon ausgegangen wird, dass man Wahrheiten herausfindet. Ebenso bleiben in gewisser Weise naiv seine Vorstellungen von der Versprachlichung dieser prä-verbalen Wahrnehmungen, da auch hier es sich nicht um eine Fachsprache handelt, sondern um Konzeptualisierungsvorgänge, die professionelle Gewohnheiten mit Implikationen und Konsequenzen widerspiegelnd darstellen,

die ihrerseits einer bewussten Betrachtung von einem Meta-Standpunkt aus ausgesetzt werden sollten.

Man kann die Beobachtungen von Berne bezüglich der intuitiven Funktion eigentlich ganz in dem Sinne interpretieren, dass sie dem etwas wachgebliebenen, durch Dogmenbildung nicht zu sehr mit Scheuklappen versehenen Professionellen die eigentliche Kompetenz erhalten. Er selbst zeigt in seinem Protokoll, dass er wach und Dogma-scheu genug war, um in hohem Maße intuitiv zu sein, wobei er seine Intuition ganz auf konkret vorstellbare Lebenssituationen richtet und später dementsprechend die Transaktionsanalyse so zu fassen versucht, dass sie Protokolle von erlebbaren Situationen in Fachsprache sein können. Darin liegt der zentrale Kontrast zur psychoanalytischen Methode (wie Berne sie zu seiner Zeit in Amerika erlebt hat). Insofern sind seine Fragestellungen und Beobachtungen immer noch höchst zeitgemäß, zum Beispiel die Frage nach der Geisteshaltung, die den intuitiven Vorgang möglich macht.

Berne betont, dass äußere Reize hier nicht unbedingt ausschlaggebend sind. Es scheint sich also mehr um eine seelische Verfassung des Beobachtenden, die unter vielfältigen äußeren Bedingungen eingenommen werden kann, zu handeln. Berne spricht als Haupterfordernis für die intuitive Verfassung von einem Zustand von Wachsamkeit und Empfänglichkeit, der intensive nach außen gerichtete Aufmerksamkeit erfordert (Seite 28). Er macht deutlich, dass die Intuition gestört wird, wenn man mit vorher ausgearbeiteten Perspektiven in die Situation geht. Er berichtet auch davon, dass die Intuition in den ersten Sekunden am besten und klarsten funktioniert und bei zunehmender Bekanntheit mit dem Beobachteten und natürlich auch bei regelmäßigem Kontakt diese Intuition für eine Zeit verloren gehen kann, um nach langer Zeit einer "Nebelphase" auf andere Weise doch wieder ins Bewusstsein zu dringen. Diese Überlegungen passen gut mit der besonderen Aufmerksamkeit von Transaktionsanalytikern auf die Eingangs-Transaktionen zusammen, und Berne kommt zu der Vermutung, dass die intuitive Verfassung durch Übung hervorgerufen werden kann, einen relativ guten seelischen Zustand des Intuierenden verlangt, dass länger nicht aktivierte Intuition (etwa nach einem Urlaub) "einrostet" und man sich erst wieder in sie einleben muss. Die intuitive Fähigkeit wird durch zu langen Gebrauch ermüdet, und man spürt eine Müdigkeit, wie sie nach geistiger Anstrengung - wie z.B. nach einer Partie Schach - auftritt. Die zunehmende Komplexität der Fragestellung scheint der Kapazität des Intuitiven hingegen keine Probleme zu stellen. Zusätzliche physikalische Stimuli, ob extern oder intern, scheinen irrelevant zu sein. Interessant ist noch, dass die Intuition von weitreichender Erfahrung in dem jeweiligen Bereich nicht abhängig zu sein scheint.

Berne's Schilderungen seiner Experimente wie auch seines Versuches, den Vorgang der Intuition wissenschaftlich zu erfassen, halte ich für diejenigen für interessant, die sich mit Berne's Arbeiten

beschäftigen, und die Perspektive, aus der er sein Ideen- und Theoriengebäude heraus entwickelt hat, von Anfang an kennenlernen wollen.

In Kapitel 2 (über das Wesen der Diagnose) beschäftigt sich Berne noch einmal ausführlichen damit, wie man sich vorstellen kann, wie auf einer prä-verbalen Ebene die Konfigurationen intuitiver Bilder vom Beobachtenden erstellt werden können. Hierbei scheint es zum Beispiel ganz nützlich zu sein, wenn der Intuierende an einem vertrauten Ort arbeitet, da er in einem gewohnten Bezugsrahmen sein intuitives Finden von Wirklichkeitsbildern über den anderen besser und treffsicherer arbeiten lassen kann. Theoretisch interessant ist, dass Berne hier sehr deutlich erkennt, dass der Patient nicht die ganze Konfiguration bildet, sondern einen Beobachtungsgegenstand vor einem bestimmten Hintergrund und in einer bestimmten Situation (Kontext) darstellt. Er weist (auf Seite 44 Mitte) jedoch darauf hin, dass man, um eine klinische Diagnose zu rechtfertigen, die Rolle dieses Hintergrunds nur beiläufig formulieren kann. Dies lässt darauf schließen, dass ihm der Kontext jeder diagnostischen Betrachtung in seiner Bedeutung ebenso begreiflich zu werden begann wie die Schwierigkeit, dies mit professionellen Gewohnheiten der Psychoanalyse zu vereinbaren.

Geradezu mutig und für seine Zeit revolutionär finde ich seine Behauptung (Seite 44), dass eine Diagnose erstellen ein lediglich sekundärer kommentativer Prozess sei, der rechtfertigt, was auf anderem Wege durch einen prä-bewussten oder unbewussten kognitiven Prozess schon gebildet ist.

Dann beschäftigt er sich mit der Verbalisierung dieses Vorgangs in diagnostischer Terminologie und bemerkt, dass die Verbalisierung von Wissen etwas ganz anderes ist als das Phänomen, etwas zu wissen. Er leitet daraus eine Reihe von Fragestellungen über den Zusammenhang von Verbalisierungs-Übungen in der Ausbildung und der Schulung von Intuition ab, die für uns heute immer noch größte Bedeutung haben.

Bei den gesamten Abhandlungen ist zu beachten, dass Berne das Phänomen der Wirklichkeitskonstruktion im diagnostischen Prozess in psychoanalytischer Sprache vorzustellen versucht, wenn er zum Beispiel das Arbeiten der Intuition als unter der Bewusstseinssebene kategorisiert. Etwas neutraler würde das vielleicht heißen, Intuition ist einer Meta-Kommunikation zunächst schlecht zugänglich, weil dafür die Sprache auch wenig geübt und professionelle Konventionen wenig vorhanden sind.

In Kapitel 3 (über das Wesen der Kommunikation) vollzieht Berne einen wesentlichen weiteren Schritt, indem er in der Diagnose einen Kommunikationsvorgang zwischen zwei Betroffenen sieht. Durch Bezüge zur Kybernetik macht er hier Ansätze, Wirklichkeit zwischen Diagnostiker und Patient als etwas durch Kommunikation Entstehendes und in der Beziehung im Kontext Aufrechterhaltendes zu verstehen. Er bezieht sich hier auf die frühe Kommunikationswissenschaft,

die mit einem mechanischen Modell von Sender, Kanal und Empfänger an menschliche Kommunikation herangeht, er erwähnt aber auch schon andere Ansätze, Kommunikation zu begreifen, wie etwa Bateson (Seite 48). Er macht deutlich, dass er eine Ehe der Kommunikationswissenschaft mit der dynamischen Psychotherapie für außerordentlich nützlich hält. Berne weist darauf hin, dass es Parallelen zu geben scheint, wie man die Gehirnfunktion und die Kommunikation verstehen kann mit dem Verständnis von Rechenmaschinen. Ihm scheint dabei aber noch nicht klar geworden zu sein, dass das organisierende Element für beide Erkenntnis-Modelle eben eine bestimmte gedankliche Struktur ist, die für ein mechanistisches Verständnis der Technik ebenso verantwortlich war, wie für ein in den Anfängen viel zu mechanistisches Verständnis der Kommunikationswissenschaft.

Heute können wir sehr viel besser erkennen, dass unser Denken über physiologische Vorgänge ebenso wie über psychische Vorgänge oder über Kommunikation, wie überhaupt über die Architektur von Wirklichkeiten und über Sprache, sehr viel Parallelität mit unserem Denken über Physik, Biologie und die Entwicklung von Technologie aufweist. Dementsprechend beginnen wir auch in der wirklichkeitskonstruktiven Psychologie von optionalen Wirklichkeitswelten, die eine bestimmte Architektur und Logik haben, zu sprechen, analog zu den verschiedenen Software- und Hardware-Welten der Computer. Dementsprechend und folgerichtig sehen wir heute den Anteil der physiologisch determinierten Wirklichkeit als vermutlich genauso gering an, wie wir den Anteil der Hardware an modernen Informations-Systemen ansetzen. Die Wirklichkeit von Informations-Systemen wird zunehmend durch die im menschlichen Geist entstehende Architektur der Software-Welten entschieden. Die Hardware wird immer universeller, was uns das Gefühl für feste und folgerichtige notwendige Wirklichkeit zunehmend raubt.

Von daher ist die Metapher von der Information und dem Lärm im Zeitalter der digitalen Übertragungstechnik nicht mehr zeitgemäß, bleibt aber dennoch nützlich. Durch seinen Hinweis auf den Hintergrundlärm, den das technische Übertragungssystem macht, will Berne darauf hinweisen, dass Informationen über die Selbst-Organisation des Kommunikanten und über seine Beziehung zur Umwelt für die Interpretation der Situation und auch des mitgeteilten Inhalts wesentlich sind. Allerdings ist es vielleicht an dieser Stelle ganz sinnvoll, auf eine Implikation des Information-Lärm-Modells hinzuweisen. Der Lärm wird als unerwünscht durch eine Gestörtheit des Kommunikations-Mediums erzeugt. Dies legt nahe, den Lärm, also die Äußerungen der Selbstorganisation eines Kommunikanten als Störungen oder Gestörtheit zu betrachten, und liefert von daher eine pathologische Perspektive. Die Metapher von Information und Lärm eignete sich jedoch sehr gut, auf andere als offiziell inhaltliche Aspekte der zwischenmenschlichen Kommunikation hinzuweisen, und darauf hinzuweisen, dass es möglich und notwendig ist,

Informationen über den sonstigen Wirklichkeitsbezug des Kommunikanten in der Kommunikation mit zu beachten.

Wenn man nicht mehr in der alten mechanischen Metapher denkt, würde der gleiche Betrachtungsaspekt wahrscheinlich durch die Bateson'sche Perspektive, dass eine Information ein Unterschied ist, der einen Unterschied macht, aufgehoben. Er erlaubt viele gleichberechtigte Blickwinkel auf die kommunikativen Äußerungen eines Kommunikanten einschließlich der Betrachtung der Kommunikationssituation und ihres Kontextes selbst aus einer Meta-Perspektive. Man würde von daher heute die nicht inhaltlich offiziellen Aspekte der Kommunikation, Botschaften, die etwas über die Selbst-Organisation, über die Wirklichkeit des Kommunikanten, über sein Verständnis der Beziehung zur Welt, über seine Absichten u.a. preisgeben, als lediglich andere Perspektiven des Transaktions-Beobachters kategorisieren.

Berne kommt aufgrund seiner Metapher zu einer polaren Modellbildung zwischen offenkundiger Kommunikation einerseits (Informationen) und latenter Kommunikation (Lärm) andererseits. Aus heutiger Sicht würde man hier sicher kein polares Modell mehr wählen, sondern von einem vielschichtigen Modell von Beobachtungs-Kategorien für menschliche Wirklichkeitskonstruktion und Kommunikation ausgehen, und man würde es nicht so sehr als eine Eigenschaft der Kommunikanten betrachten, ob sie offensichtlich oder latent kommunizieren, sondern eher rückbezüglich darin einen unterschiedlichen Beobachtungs-Standpunkt sehen.

Bei Berne heißt diese Metapher, einer sicher jederzeit wichtigen Frage nachzugehen, nämlich der, wie man sich erklären kann, dass eine offenkundige, offizielle Botschaft in der Kommunikation häufig nicht zu dem gewünschten Wirklichkeits-Ergebnis führt, das rein inhaltlich betrachtet eigentlich herauskommen müsste. Er beginnt also die Bedingungen, unter denen Kommunikation wirksam wird oder unwirksam bleibt, näher zu beobachten und sieht entsprechend seiner psychoanalytischen Schulung den Hauptgrund für fehlgeschlagene Kommunikation in dem Vorhandensein versteckter Motive und Absichten seitens des Kommunikators und einer unbewussten intuitiven Wahrnehmung dieser Kommunikations-Aspekte (wie anderer Informationen über die Selbstorganisation und die Situation, in der beide Kommunikanten sich befinden) seitens des Beobachters. Auch hier zeigt Berne Ansätze dafür, deutlich zu machen, wie sehr die Botschaft eben nicht ohne den Empfänger interpretiert werden kann (Seite 53, letzter Absatz). Er macht für die Interpretation des Empfängers allerdings weitgehend die unbewussten Informationen über eine psychologische Ebene seitens des Senders verantwortlich.

Hier legt Eric Berne die Grundlage für sein Kommunikations-Verständnis, das später in der Transaktionsanalyse ausgearbeitet wird, und beschreibt, dass man eine Botschaft daran erkennt, dass sich etwas beim Empfänger verändert. Er nennt dieses Etwas eine Veränderung der

psychischen Energie-Besetzung. Welche Bedeutung der hier verwendete Energiebegriff hat, wird aus Berne's Ausführungen eigentlich nicht klar. Er spricht (Seite 54 unten) davon, dass ein psychisches Bild eine Ladung mit Energie erhält und die Besetzung eines solchen Bildes mit Gefühl und Bedeutung verändert. Wenn er dann auch schreibt, dass jede Änderung der Energie-Besetzung eines Organs auch deren Möglichkeit zur Handlung verändert, postuliert Berne für den Kommunikations-Analytiker ein ganz entscheidendes Kriterium. Es geht darum, sich mit einem solchen Austausch von Botschaften zu beschäftigen, der Wirklichkeitsbilder und dadurch Handlungsmöglichkeiten beeinflusst und verändert.

Der Definition eines solchen Grund-Kriteriums können wir uns heute unverändert anschließen. Einengungen durch die mechanischen Verständnisse der Kommunikationsübertragung und Kybernetik einerseits und die im Folgenden noch ausführlicher zu kritisierenden Einengungen durch ein unreflektiertes psycho-analytisches Verständnis der Kommunikationsvorgänge können uns heute sicher nur noch in Teilbereichen wichtig bleiben. Sieht man von diesen aus der Zeit heraus völlig akzeptablen Einschränkungen ab, besticht Berne's sorgfältige Gedankenführung und klare Begriffsbildung. Dies geht leider später in dem Maße verloren, in dem er sich beeilt, seine hier grundgelegten Gedanken zu den Ich-Zuständen und zu den Transaktionen zu einem eigenständigen umfassenden psychologischen System auszubauen. Hierauf wird weiter unten noch im Einzelnen verwiesen werden.

Im Kapitel 4 (ursprüngliche Bilder und ursprüngliche Urteile) beschäftigt sich nun Berne damit, welche Bilder zwischen Kommunikations-Partnern voneinander unbewusst konstelliert werden. Hier behandelt er sehr ausführlich, was später unter dem Slogan "Denke in Schließmuskeln" den Ausbildungskandidaten in Erinnerung gebracht wurde, dass man entsprechend der psychoanalytischen psychosexuellen Entwicklungslehre menschliche Umfangsformen miteinander als ein sich durch die Schließmuskeln aufeinander Beziehen vorstellen kann. Dies tut er mit einer Anschaulichkeit, die hier sicher nicht wiederholt werden muss, und jedem Kommunikations-Praktiker der Psychotherapie fallen genug Beispiele und Situationen ein, in denen solche intuitiven metaphorischen Vermutungen über Grundformen des Beziehungsgeschehens nützlich sind. Ich möchte an dieser Stelle eher diese Anschauungsweise relativieren und deutlich machen, dass es sich hier nur um eine der möglichen Interpretationsebenen und Kontextbildungen für soziale Vorgänge handelt. Der Nutzen solcher intuitiven Interpretationen des Kommunikationsvorganges besteht ohne Zweifel darin, dass der klinisch Geschulte sich eine Vorstellung bilden kann, ob und inwiefern darin problematische Erlebens- und Verhaltensgewohnheiten des Klienten reproduziert werden. Aus diesen Vorstellungen heraus kann er sein eigenes Verhalten bewusst steuern und, wenn er dies für sinnvoll hält, Strategien erfinden, wie er andere Beziehungsmodalitäten fördern kann.



Ich bin ganz einig mit Berne, dass es sinnvoll ist, bildhafte intuitive Metaphern für erlebte psychische Ausdrucksweisen und Kommunikationsbeziehungen hervorzubringen und sie bewusst und lebendig umzugestalten, um für alle mehr Erlebens- und Verhaltensspielräume und erfreulichere Beziehungen zu eröffnen. In seiner Art der Interpretation von metaphorischen imaginativen Bildern über die Situation zeigt sich Eric Berne ganz dem Reduktionismus der klassischen Psychoanalyse verhaftet. Er versucht, der heutigen Wirklichkeit eine sie verursachende frühkindliche vergangene Wirklichkeit als Interpretations-Schema zu hinterlegen, erklärt sich ein Interesse an den Kommunikations-Vorgängen in diesen Bildern gezeichnet dadurch, dass sein Gegenüber in für ihn problematischen primären Beziehungs-Erlebensweisen fixiert ist. Diese Fixierung zeigt er in verschleierte, mehr oder weniger erwachsen sozial-angepasster Form in der Gegenwart. Daraus schließt er, dass wir alle solche Primärbilder für den Umgang miteinander haben, und wenn wir dies in unserem Bewusstsein nicht vorfinden können, schließt er in psychoanalytischer Manier darauf, dass sie unseren Widerständen in der Wahrnehmung zum Opfer fallen. Er definiert auch jetzt (Seite 67) die Intuition als eine Art Diagnose, die aus archaischen unbewussten Vorgängen entsteht; archaisch bringt er hier in den Zusammenhang mit ursprünglichen Szenen im Freud'schen Sinne.

Hier finde ich persönlich es bedauerlich, dass der vorher allgemein gefasste Begriff der Intuition nun in einen reduktionistischen frühkindlichen, traumatisch geprägten Kontext eines Erwachsenen gestellt wird, und er dadurch der ganzen Fülle der gegenwarts- und eventuell auch zukunfts-bezogenen Wahrnehmungen beraubt wird. Schon Jung hat sich an dieser Stelle ja von Freud getrennt, weil ihm dieser Ansatz zu reduktionistisch war. Er hat schon damals deutlich gemacht, dass selbst dann, wenn man frühkindliche psychosexuelle Zusammenhänge in einer Deutung hervorheben kann, dies nicht unbedingt eine sinnvolle oder schöpferische Abhandlung von Situationen darstellt. Er hat vielmehr darauf hingewiesen, dass auch sexuelle Handlungen, in unserem Fall also auch Berne's Modalitäten, die mit Hilfe der Schließmuskel ausgedrückt werden können, lediglich Ausdrucksformen von sehr allgemeinen Modalitäten von psychologisch erfassbaren Erscheinungen darstellen. Jung hat die vielschichtige Sinnhaftigkeit und die Bedeutung für die Individuation eines Menschen - hier vielleicht auch einer Beziehung - auch dann als großes zu erschöpfendes Fragegebiet eröffnet und verfolgt, wenn er eine psychosexuell frühkindlich orientierte psychoanalytische Deutung hätte machen können.

Berne scheint sich dieses vielschichtigen Bedeutungsraums bei diesen Abhandlungen nicht bewusst zu bleiben, und er kommt von daher auch zu einer Gleichsetzung von archaisch im Sinne vom frühkindlich und archetypisch, indem er auf Seite 66, I. Abschnitt, auf die Jung'schen Urbilder verweist. Diese Gleichsetzung scheint mir aber nicht gerechtfertigt zu sein, denn Archetypen bei Jung spiegeln Grundmodalitäten der Lebensäußerungen im psychischen Raum, die völlig abstrakt



gedacht sind, und die in vielfältiger Weise sich metaphorisch und konkret in Lebenswirklichkeiten zum Ausdruck bringen können. Eine Verengung auf individuell- frühkindliche, ja womöglich traumatisch besetzte und fixierte Erfahrungen ist bei Jung nicht vorgesehen. Vielleicht hat dies auch damit zu tun, dass frühkindlich-psychosexuell orientierten Kontextualisierungen Berne's eigene Intuitionen offenbar bei Psychotikern wesentlich besser funktionierte als bei Neurotikern, die sich nicht so leicht auf solche Bilder reduzieren lassen.

Theoretisch definiert Berne hier ein "Urteil als ein Bild der Wirklichkeit, das Verhalten und die Gefühle in Bezug auf die Wirklichkeit beeinflussen. Ein Bild wird geformt durch die Integration sinnlicher und anderer Eindrücke miteinander und mit der inneren Spannung, die auf gegenwärtigen Bedürfnissen und vergangenen Erfahrungen beruhen." (Seite 66 und 67) Die Formulierungen weisen hier schon auf die spätere Theorie der Ich-Zustände hin. Das Zitat geht weiter: "Unter Wirklichkeit versteht man die Möglichkeit der Interaktionen aller Energie-Systeme des Universums; dies beinhaltet auch die Vergangenheit." Ich sehe in dieser Formulierung einen wirklichkeitskonstruktiven Ansatz, der sich eben nicht nur mit Gegebenem, sondern auch mit dem Möglichen befasst. Ich bezweifle, ob man wirklich zu Recht sagen kann, dass die Vergangenheit hier in der Gegenwart eine größere Rolle spielt als eine Metapher, in die man gegenwärtige Erfahrung sprachlich zu kleiden versucht. Hierzu ein Zitat von Ludwig Wittgenstein: "Wenn wir uns die Vergangenheit nur in einem Bild der Gegenwart vergegenwärtigen können, wie können wir dann wissen, dass dieses Bild sich wirklich auf die Vergangenheit bezieht?"

Wesentlich an dem Berne'schen Ansatz finde ich, dass er verkürzt gesagt die Grundposition bezieht: Diagnose ist Kommunikation und Kontextualisierung; Diagnose ist ein Urteilsvorgang, mit dem Bilder über Wirklichkeit gefunden werden, die Erlebens- und Verhaltensweisen von Menschen organisieren und beeinflussen; klinische Diagnose ist Kommunikation und bewusste Kontextualisierung , also auch Versprachlichung intuitiver Urteilsbildungen. Dies ist sicher ein schöpferischer Vorgang, dessen Ergebnis von den Sprach-Vor-Stellungen und Kontextualisierungs-Gewohnheiten des klinischen Diagnostikers abhängt. Da es Eric Berne's Anliegen war, der Intuition wieder Freiraum in der klinischen Arbeit zu verschaffen, hat er die beiden Haupteinschränkungen der Intuition aus seiner Sicht gekennzeichnet, nämlich die skrupulöse ethische Einstellung und die Korruptierbarkeit wegen eigener Interessen und Gelüste. Ich nehme an, es wäre im Berne'schen Sinne gewesen, wenn ich hier auf eine dritte Gefahr hinweise, nämlich die Gefahr der professionellen Gewohnheiten und Schemata und der dazugehörigen Kontextualisierung und Sprachgewohnheiten, die nur ein bestimmtes Spektrum von Wirklichkeitsinterpretationen nahe legen.

Zitat zur klinischen Urteilsbildung aus dem Manuskript Seite 79: Das intuitive Urteil ist zunächst "ein prä-verbales Urteil über die Konfiguration des Gegenübers in diesem Kontext und weiß nichts über die diagnostische Fachsprache. Dieses Urteil wird dann in der diagnostischen Fachsprache ausgedrückt. Es scheint, dass die Verbalisierung von Wissen etwas völlig anderes ist als etwas zu wissen. (Seite 79).

In Kapitel 5 (Das Ich-Bild) und Kapitel 6 (Ich-Zustände in der Psychotherapie) entwickelt Berne nun sein zentrales Konzept der Ich-Zustände. Die konkrete Behandlungs-Situation, aus der heraus die erste Unterteilung von zwei Ich-Zuständen hier beschrieben wird, zeigt das in erster Linie pragmatische Interesse, aus dem heraus Berne das Modell der Ich-Zustände entwickelt hat. Er erweitert hier die intuitive Wahrnehmung von ursprünglichen Bildern, wie er sie in Kapitel 4 abgehandelt hat, auf Ich-Bilder, die sich auf einen Ich-Zustand beziehen (Seite 96). Er erweitert damit sein Modell der intuitiven gegenseitigen Urteilsbildung um die Idee, dass Menschen voneinander Ich-Bilder wahrnehmen, die den Umgang miteinander wesentlich beeinflussen. Hierbei legt Berne Wert darauf, diese Ich-Bilder als konkrete Personen zu konkreten Zeiten an konkreten Orten zu identifizieren, da Intuition in diesem Sinne für ihn eine konkrete Dimension von konkreten Lebenssituationen hat. Er unterscheidet sich an dieser Stelle also nicht nur durch die Betonung des intuitiven Verständnisses des anderen Menschen von der Psychoanalyse, sondern auch dadurch, dass er jetzt ein Persönlichkeitsmodell wählt, das das intuitiv Wahrgenommene in einer nicht-theoretischen konkreten Verbalisierung jederzeit möglich machen muss.

Folgt man den Ausführungen in diesem Kapitel, so scheint der primäre Nutzen dieser einfachen Unterschiedsbildung der zu sein, dass er eine erwachsene Persönlichkeit von einer in kindlichen Erlebens- und Verhaltensmustern fixierten Persönlichkeit unterscheiden konnte und beide metaphorisch als Erwachsenen und Kind fasste und sich eine Methode überlegte, wie er mit dieser Metapher in einem quasi pädagogisch aufklärerischen Ansatz mit seinem Klienten daran arbeiten konnte, dass dieser Erlebens- und Verhaltensweisen beiden Kategorien richtig zuordnen konnte und bemerkte, wenn er kindliche Fixierungen für erwachsenes Verhalten hielt. In diesem Vorgang der strukturellen Enttrübung sah Berne offenbar den ersten Nutzen einer solchen Unterscheidung in Ich-Zustände. Hier könnte man zunächst einfach von einer nützlichen therapeutischen Metapher sprechen, mit der man neurotische kindliche Fixierungen von erwachsenem und gegenwartsorientiertem Verhalten unterscheiden könnte.

Bei der Analyse der Ich-Bilder beschäftigt sich Berne seltsamerweise nicht mit in der Seele erwachenden Bildern, wie man sein könnte, also mit seelischen Leitbildern, die der Individuation und der Entwicklung als Vorlage dienen. Die Aufmerksamkeit ist ausschließlich auf die Reinigung des heutigen Gegenwartsbezugs von früheren kindlichen Einflüssen - wie auch im darauffolgenden

Aufsatz von elterlichen Erlebensweisen und Einstellungen, die nicht gegenwartsbezogen und zeitgemäß sind - konzentriert. Es handelt sich also nach wie vor eher um ein Pathologie-orientiertes Konzept, etwa im Gegensatz zum Individuations-Konzept von C. G. Jung.

Dass Eric Berne, der offenbar mit psychiatrischen Patienten hervorragende Arbeit geleistet hat, großen Wert darauf legt festzustellen, dass diese Patienten außer gestörten Persönlichkeitsanteilen und Kommunikationsbeziehungen auch funktionierende Persönlichkeitsanteile haben, ist ein großer Verdienst Eric Berne's. Schade finde ich, dass dabei weggefallen ist, dass auch nicht-neurotisch oder -psychotisch gestörte Erwachsenen-Persönlichkeiten je nach äußeren oder inneren Notwendigkeiten einer Individuation bedürfen, für die eine Psychotherapie-Schule irgendwelche Konzeptualisierungen oder Methoden anbieten sollte. Im Kapitel über die Ich-Zustände wird denn auch sehr plausibel gemacht, wie Berne mit diesem pragmatischen Ansatz der Ich-Zustände mit seinen Patienten arbeiten konnte.

Auf Seite 115 wird Struktur-Analyse noch deutlich definiert als der Vorgang der klaren Differenzierung der Ich-Zustände, wobei hier wohl die Abgrenzung gesunder erwachsener Zustände von fixierten Kindheits-Zuständen gemeint ist. Auch als das Eltern-Ich hinzukommt, handelt es sich noch klar um eine der heutigen Persönlichkeit nicht angemessene Erlebens- und Verhaltensweise einer externen Figur, die nur dann von klinischer Bedeutung ist, wenn sie in die Erwachsenen-Persönlichkeit hineinvermischt ist. Daher muss auch sie durch Enttrübungsarbeit herausdifferenziert werden.

In Kapitel 5 erleben wir dann den Übergang von dieser pragmatischen metaphorischen Ausdifferenzierung zu einem Persönlichkeits-Modell, bei dem Eric Berne viel von seiner bisherigen intellektuellen Klarheit verliert. Während auf Seite 122 oben das Kindheits-Ich noch ein bis zu 3-jähriges Kind (fixiert in einer ursprünglichen negativen Erfahrung) verstanden werden soll, beginnt sich über die Metapher, dass der Psychotherapeut auch Kinderarzt sein soll, zunehmend die Vorstellung des kindlichen Verhaltens und der kindlichen Einstellungen im anderen zu einer umfassenden und auch nicht fixierten Kindlichkeit auszuweiten. Während bei der Enttrübung noch davon die Rede war, dass das Erwachsenen-Ich von fixierten Kind-Ich-Aspekten enttrübt werden soll, ist jetzt auf Seite 130 letzter Absatz davon die Rede, dass es Ziel der Behandlung sei, das Kind-Ich zu befähigen, den größtmöglichen Beitrag zur Persönlichkeit des Patienten unter exekutiver Führung des Erwachsenen-Ichs zu leisten.

Während der Entwurf der Struktur-Analyse 2. Ordnung des Eltern-Ichs noch eine Konsistenz mit der vorigen Begriffsbildung aufweist, zeigt die Struktur-Analyse 2. Ordnung des Kind-Ichs bereits eine andere Logik. Wenn man den Bezug zu Piaget auf Seite 122 Mitte liest, bei dem Berne darauf hinweist, dass Piaget (1932, 1954) sich mit erwachsenen und elterlichen Funktionen im

tatsächlichen Kind beschäftigt hat, könnte man vermuten, dass Berne dies noch schnell in sein Modell mit aufnehmen wollte, weil es Ähnlichkeit zu seinen Begriffen Eltern-, Erwachsenen- und Kind-Ich hatte, ohne zu beachten, dass dies zu seiner Begriffsbildung überhaupt nicht passte. Seltsamerweise taucht genau auf dieser Seite zum ersten Mal der Begriff "theoretische Genauigkeit" in diesen Aufsätzen auf, als hätte Berne unbewusst irgendwo gemerkt, dass er genau diese zu verlieren begann (Seite 122, letzter Absatz).

Auch steht der Übergang zu dem 2. Verständnis, dass das Kind-Ich eine umfassende Qualität ist, die zur Persönlichkeit beitragen soll, auf Seite 130 in Zusammenhang mit seinem Plädoyer für eine positive Einschätzung von Kindlichkeit. Hier scheint eine Stärke und ein wichtiges Anliegen Berne's seine theoretische Klarheit verdrängt zu haben.

Auf Seite 123 macht er, der bisher terminologisch sehr sauber gearbeitet hatte, plötzlich deutlich, dass Terminologie ja nicht die Hauptsache sei, sondern die klinische Praxis, und insbesondere dass die Begriffe so gewählt werden sollten, dass sie direkt als therapeutisches Instrument eingesetzt und vom Patienten am einfachsten verstanden werden können. Als Plädoyer für seine Begriffe verwendet er jetzt eine Untersuchung, dass sie für Menschen mit einem IQ von 90 emotional und intellektuell bedeutungsvoll seien. Dies scheint mir ein Wechsel zu einem Kriterium zu sein, das einen Bruch der bisherigen wissenschaftlichen Argumentation darstellt. Es könnte vielleicht vermutet werden, dass dieser Bruch bei Berne auch mit einem Bruch mit der Psychoanalyse als Ausbildungsschule einhergeht. Während er seine Methodik noch als Ergänzung der Psychoanalyse konzipierte, zeigte er sich einer klaren Gedankenführung gegenüber sehr verpflichtet. Jetzt bekommt man den Eindruck, dass eine eilige Verselbständigung und Vervollständigung eines eigenen Modells, in dem alles für ihn Interessante Platz haben sollte, der sorgfältigen gedanklichen Ausarbeitung gegenüber den Vorzug erhält.

Dies schien Berne selbst nicht aufzufallen, da er die gleichen Inkonsistenzen im ein Jahr später erschienen Kapitel 7 wiederholt. Allerdings wissen wir nicht, ob nicht beide gleichzeitig verfasst worden sind. Auch hier definiert er das Erwachsenen-Ich (Seite 134) als "neo-psychisch (das heißt an der Wirklichkeit orientiert)" und das Kindheits-Ich als "archeo-psychisch (das heißt in der Kindheit fixierte Überreste)", um gleich auf Seite 136 wieder dafür zu plädieren, dass man das Kind-Ich nicht loswerden soll, sondern dass dieses viele gesellschaftlich wichtige Eigenschaften habe und jedem einzelnen potentiell zu seiner Persönlichkeit genau das dazugeben könne, was ein tatsächliches Kind dem Familienleben geben kann.

Nachsatz: Ich bekomme hier den Eindruck, dass der Sprachgebrauch bei Berne hier zunehmend seine ursprüngliche Klarheit verliert, wenn es darum geht, den intuitiven Vorgang zu verteidigen. Hier erweckt seine Sprache den Eindruck, als würde er nicht nur fälschlicherweise das

Erwachsenen-Ich auf logisches Denken reduzieren, sondern logisches Denken auch mit schablonenhaftem Denken ohne Intuitionsbeteiligung gleichsetzen. Obwohl auch der zweite Feind der Intuition, die Ethik, in seiner Zusammenfassung (Seite 150) noch in Anführungsstriche gesetzt wurde, wohl um darauf hinzuweisen, dass es sich hier um ein falsches Ethik-Verständnis handelt, scheinen hier ja Scheuklappen-Konventionen und Moralvorstellungen gemeint zu sein.

Mir ist übrigens beim wiederholten Lesen dieses Aufsatzes klargeworden, warum fast glaubensbekenntnisartig immer wieder davon gesprochen wird, dass die Transaktionsanalyse eine Gruppenmethode sei, obwohl zumindest im deutschsprachigen Raum sie zwar häufig in Gruppen angewandt wird, dort aber eigentlich in der Form von Einzeltherapie in der Gruppe. Die Schilderungen von Eric Berne auf Seite 133 machen deutlich, dass er die Beachtung direkter Transaktionen zwischen Menschen, also auch zwischen dem Psychotherapeuten und dem Klienten, nur in der Gruppe als möglich ansah. In Dialog-Situationen zwischen Therapeut und Klient wusste sich Berne wohl noch psychoanalytischer Behandlungsmethodiken verpflichtet, so dass eine Interaktion zwischen Therapeut und Klient, wie sie in einem Gruppensetting als erlaubt angesehen wurde, gar nicht vorkam.

Zitat (Seite 133, 2. Absatz): "Analytische Einzeltherapie ist meistens durch die Produktion von und die Suche nach Material gekennzeichnet, und zwischenmenschliche Transaktionen haben darin einen besonderen Platz inne, oft im Bereich des "Übertragungs-Widerstands" oder der "Übertragungs-Reaktionen". In der Gruppe schien es Berne hingegen "...angebracht, sich vorsätzlich und spezifisch auf die Analyse solcher Transaktionen zu konzentrieren".

In diesem Kapitel 7 verweist Berne auch kurz auf die Skript-Analyse, wobei er Skript noch als ein Übertragungs-Drama definiert. Während in den späteren Arbeiten - womöglich unter dem Einfluss Steiners - bei Berne nur noch ein einengendes Verständnis von Lebensskript gefunden wird, ist hier (Seite 141 unten) noch anderes zu hören: "Ein praktisches und konstruktives Skript kann, auf der anderen Seite, zu großem Glück führen, wenn die anderen im Stück gut gewählt sind und ihre Rollen gut spielen." Dieser Gedanke ist in anderer Form und ohne den Begriff des Lebensskripts von Fanita English weiterverfolgt worden und hat heute vor allem wegen seines konstruktiven und schöpferischen Umgangs mit dem Patienten weite Verbreitung gefunden.

In Kapitel 8 beschäftigt sich Berne dann mit den psychischen Bedingungen, unter denen Intuition in der klinischen Arbeit sinnvoll und reichhaltig verwendet werden kann, und verweist dabei auf den interessanten Gedanken, dass die Intuition ursprünglich wohl ein Orientierungs-Instrument der Menschen war, mit dessen Hilfe sie sich in Situationen von anderen Menschen möglichst viel Nutzen verschaffen konnten. Berne beschäftigt sich daher mit den Bedingungen, die erfüllt sein

müssen, dass Intuition heute ganz in den Dienst des Klienten gestellt werden kann. Ich halte dies für eine sehr wichtige Fragestellung.

Wichtig finde ich auch den Grundgedanken von Berne, der in einer ihm spezifischen psychoanalytischen Terminologie ausgedrückt wird, nämlich dass die Bedürfnisse nach oraler Gier, nach analer Trickserie, nach Exhibitionismus und Voyeurismus des genitalen Kindes nicht verdrängt werden dürfen, sondern ihre Befriedigung einen wichtigen Platz im professionellen und persönlichen Leben des Kliniklers haben sollten, damit in der spezifischen Situation mit dem Patienten es nicht notwendig ist, dass diese intuitive Funktion subversiv den Patienten in den drei Dimensionen auszubeuten versucht, sondern ganz in den Dienst der Wahrnehmung dessen Situation und dessen Interessen gestellt werden kann.

Schade finde ich, dass diese phylogenetische Betrachtungsweise der Nützlichkeit von Intuition dazu führt, dass Berne Intuition jetzt in diesem Kapitel als eine archeo-psychische Erscheinung (Seite 146) definiert und von daher dem Kindheits-Ich zuordnet. Obwohl natürlich richtig ist, dass ein zu mechanistisches Verständnis der Erwachsenen-Welt Intuition behindert, scheint mir das keine sinnvolle Begründung dafür zu sein, das neo-psychische Erwachsenen-Ich plötzlich zum mechanistischen Rationalisten zu stilisieren, was rückwirkend natürlich die Unterbringung der Intuition im Kindheits-Ich rechtfertigt. Konsistenter mit der ursprünglichen Theorie-Bildung wäre gewesen, das Konzept der Intuition vielschichtiger und offener zu belassen und selbstverständlich einem reifen Erwachsenen-Ich zuzuordnen.

Auf die Grundbegriffe der Transaktionsanalyse gehe ich hier nicht noch einmal ein, da ich schon früher in dieser Abhandlung Bemerkungen zum Unterschied zwischen manifester und latenter Kommunikation in den Transaktionen gemacht habe und das Gedankengut sonst im Allgemeinen unter angehenden Transaktionsanalytikern bekannt ist.

Autor: Bernd Schmid  
Quelle: isb

Berne, Eric (1991): Transaktionsanalyse der Intuition: Ein Beitrag zur Ich-Psychologie. Paderborn: Junfermann.